

Karen Duve
Keine
Ahnung

Erzählungen

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3035

»Keine Ahnung, wie ich das Abitur geschafft habe«, wundert sich die Apothekertochter, die »Schlaf- und Beruhigungsmittel schluckte wie jemand, der sowieso bald stirbt und der sich bloß noch über die finalen Schmerzen hinweghilft«. In der Disko Sitrone, einem Ort, an dem sie »lieber unglücklich war als an allen anderen Orten«, durchtanzt sie die Nächte, aufputschendes Ephedrin bringt sie jetzt in ganz andere Aggregatzustände. »Ich hätte Wünsche und Ziele haben sollen«, sagt sie, »doch für mich war die Zukunft bloß ein Feind mehr, der es auf mich abgesehen hatte.«

»In den Erzählungen der Karen Duve verheben sich die Menschen an ihren inneren Brüchen, und sie stehen ständig vor Abgründen. Doch trotz aller Tragik fehlt Karen Duves Geschichten jegliche Sentimentalität: Der lakonische Ton, mit dem sie schreckliche Abstürze als banale Unvermeidlichkeiten beschreibt, ist unerhört.«

Stuttgarter Zeitung

Karen Duve
Keine Ahnung
Erzählungen

Suhrkamp

Die Erzählung *Im tiefen Schnee ein stilles Heim* erschien 1995
bei Achilla Presse, Hamburg–Bremen

10. Auflage 2025

Erste Auflage 1999
suhrkamp taschenbuch 3035
© 1999, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von heißmann, heilmann, hamburg
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-39535-6

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Keine Ahnung

Keine Ahnung

Keine Ahnung, wie ich das Abitur geschafft habe. Ich hätte für die Prüfungen lernen müssen, tat es aber nicht. Ich fürchtete mich vor der Entscheidung, die danach unausweichlich kommen mußte – der Entscheidung, was ich denn nun machen sollte. Mein Vater sagte Zukunft und meinte Rente. Mir war das Sein schon zuviel, ich wollte nicht auch noch etwas werden.

Meine Eltern hatten eine Apotheke. Auch im Keller ihres Hauses stapelten die Medikamente sich meterhoch. Das Vertrauen, das meine Eltern in die Heilwirkung sämtlicher pharmazeutischer Produkte setzten, war berufsbedingt groß. Sie kurierten ihre eigenen Erkrankungen und die ihrer Töchter grundsätzlich selbst und versuchten, meine Prüfungsleistung mit der Gabe von »Vita-Buerlezithin« zu steigern. Ich trank widerstandslos mein tägliches phosphorreiches Lezithin-Glas, schluckte aber gleichzeitig Schlaf- und Beruhigungsmittel wie jemand, der sowieso bald stirbt und der sich bloß noch über die finalen Schmerzen hinweghilft. Wochenlang dämmerte ich dahin, ohne etwas anderes zu mir zu nehmen als Vita-Buerlezithin, die Tabletten und das Wasser, mit dem ich sie herunterspülte. Meine Mutter war es, die mich zu den Abiturprüfungen wachrüttelte; manchmal wachte ich durch einen geheimnisvollen Mechanismus des Unterbewußtseins auch von selber rechtzeitig auf. »Wieso schläfst du eigentlich immer«, fragte meine Mutter, aber ich hatte schon früher keine Antworten gegeben. »Was hältst du davon, wenn du zu deiner Schwester ziehst«, sagte mein Vater. Er hatte eine Wohnung in der Nähe seines Hauses gekauft. Als Altersversorgung. Er vermietete sie nicht, sondern ließ meine Schwester darin wohnen, solange sie noch Medizin studierte. Ich wachte kurz auf, stopfte eine

Reisetasche mit Beruhigungs-, Schlaf- und Aufputzmitteln voll und zog zu meiner Schwester.

In derselben Woche starteten die Amerikaner eine Rakete, die einen bemannten Satelliten in seine Erd-Umlaufbahn brachte. Die Zeitungen waren voll davon, und die Nachrichten sendungen zeigten kaum etwas anderes. Sogar ich bekam den Start mit. Dröhnende Triebwerke. Flammen schlugen aus den Düsen. Das Dröhnen schwoll an, und die schlanke, gigantische Mehrstufen-Rakete hob vom Boden ab, zögerte, verharrte vibrierend wenige Meter über der Erde, und dann – wie nach einer plötzlichen Entscheidung – schoß sie in den Himmel.

Meine Schwester war nicht gerade begeistert, als ich zu ihr zog. »O Gott«, schrie sie, »es ist widerlich. Du bist widerlich. Ich habe hier so wunderbar leben können, und jetzt kommst du. Bloß, weil die Eltern nicht mehr ertragen können, daß du drogensüchtig bist. Bloß, weil sie das Elend nicht in ihrem eigenen Haus haben wollen. Jetzt soll ich mich damit herumschlagen.« Die Wohnung bestand aus Küche, Bad, einem kleinen Zimmer, aus dessen Fenster man auf einen Parkplatz sah, und aus einem großen Balkonzimmer mit zwei Ebenen, dessen Außenwände ganz aus Glas waren und das auf einen Park hinaus lag. Es machte meine Schwester völlig krank, daß sie nicht alles für sich allein behalten konnte. Ich verstand das. Es tat mir leid, daß ich ihr dermaßen auf die Nerven fiel. Aber ich wußte nicht, wo ich sonst hätte hingehen sollen. Und außerdem nahm ich ihre Wut nur im Halbschlaf wahr. Mein Vater rief an: »Überleg dir endlich, was du studieren willst.« Ich sah auf die Autos unter meinem Fenster. Am Morgen fuhren sie fort, und am Abend kehrten sie zurück. Immer stellten sie sich auf genau denselben Platz, von dem sie am Morgen gestartet waren. Ich dachte, ich sollte etwas in meinem Leben verändern, also rührte ich die Tranquilizer und Schlaftabletten nicht mehr an und nahm statt dessen Aufputzmittel. Das brachte

mich in einen ganz anderen Aggregatzustand. Jetzt zuckte ich nervös mit den Augenlidern, zappelte hektisch herum, zerbrach Tassen und verschüttete Flüssigkeiten. »Wenn du nur die allergeringste Ahnung hättest, wie sehr ich dich hasse«, sagte meine Schwester. Ich schlief fast überhaupt nicht mehr. Die einzige Möglichkeit, die Wirkung der Ephedrintabletten zu ertragen, war, die ganze Nacht durchzutanzten. Jeden Abend steckte ich mir ein Tablettenröhrchen in die Tasche und zog los. Die Diskothek hieß Sitrone. Die Sitrone war ein Ort, an dem ich lieber unglücklich war als an allen anderen Orten. Sie war ganz nah, und ich fuhr immer mit dem Fahrrad hin. Wenn ich in die Sitrone hineinkam, knüllte ich meine Jacke sofort in irgendeine Ecke, stieg die drei Stufen zur Tanzfläche hoch, stellte mich vor die Spiegelwand und begann, mit mir selbst zu tanzen. Alle machten das so, standen aufgereiht nebeneinander vor dem Spiegel und tanzten sich selber an. Keiner lächelte, jeder betrachtete sein Spiegelbild ganz ernst, und es war völlig offen, ob man sich leiden mochte oder ob man sich ganz abscheulich fand. Natürlich gab es immer wieder langweilige Dummköpfe, die das nicht verstanden und peinlich fanden und sich darüber lustig machten. Dirk Ziegler zum Beispiel, ein Junge aus meiner Klasse, der auch oft in die Sitrone kam. Er tanzte immer demonstrativ mit dem Rücken zum Spiegel. Außerdem hatte er Schwierigkeiten, seine Bewegungen zu koordinieren. Andere Leute, die nicht tanzen konnten, bewegten sich unauffällig, wippten bloß ein bißchen auf der Stelle herum. Dirk Ziegler war finster entschlossen, Ausdruck in seinen Tanz zu legen und Raum einzunehmen. Es sah aus, als würde er an einem Angelhaken hängen und um sein Leben kämpfen.

Die letzten Schulprüfungen gingen vorbei. Einmal schrieb ich irgend etwas, einmal gab ich ein leeres Blatt ab, und einmal schrieb ich über die Stille in einem Rechteck. Das war in Physik, aber auch nicht richtig. Trotzdem bekam ich mein

Abitur. Mir war das inzwischen egal. Das Jahr war 1981. Das war mir auch egal. Zur Abiturfeier ging ich nicht hin. Ich fuhr statt dessen zur Sitrone. Vor der Tür traf ich ein Mädchen, das Regine hieß, und zwei Jungen, deren Namen ich nicht kannte. Wir setzten uns in Regines Auto, einen Käfer, der auf dem Parkplatz hinter der Diskothek stand, rauchten und tauschten Tabletten. Ich hatte bereits auf dem Hinweg etwas genommen, konnte nicht stillsitzen und brannte ein Loch in den Autositz vor mir. Ich gab den Joint an den Jungen, der neben mir saß, weiter. Er zog lange den Rauch ein, hielt ihn tief in den Lungen, und während er ihn langsam aus den Nüstern wieder herausquellern ließ, verdrehte er die Augen und sackte in sich zusammen. Sein Kopf fiel nach hinten und rollte auf der Hutablage hin und her. Ich fing an zu stänkern. »Mann«, pöbelte ich ihn an, »was ist denn das für eine Nummer, die du hier abziehst. Du willst doch nicht behaupten, daß du von diesem miesen Zeug auch nur das geringste spürst?«

»Er hat ja auch eben schon 'ne Cap genommen«, sagte der andere Junge.

Er holte eine Packung Captagon aus der Tasche und reichte sie mir.

Ich drückte alle acht Tabletten aus der Folie und schluckte sie trocken herunter. »Ich merke überhaupt nichts«, sagte ich, »ich brauche mehr. Hat keiner von euch mehr Caps dabei?«

»Tu das nicht, das hältst du nicht aus«, sagte Regine. Aber ich wußte, daß ich alles aushalten konnte. Das war meine Stärke. Mir war noch nie irgend etwas Entscheidendes in meinem Leben gelungen, aber aushalten konnte ich alles. Die beiden Jungen gaben mir die sechs Captagon und zwei Schlaftabletten, die sie noch dabei hatten. Sie wollten sehen, was passiert, ob ich einen Herzinfarkt bekommen oder völlig durchdrehen würde. »Ich merk' überhaupt nichts«, sagte ich, »tut mir leid, aber ich merke gar nichts.« Ich fixierte den

Jungen mit den glasigen Augen, der von der einen Captagon und dem Joint so hinüber war. »Vielleicht hast du ja gerade die eine erwischt, die den ganzen Stoff aufgesogen hat«, höhnte ich. Das Sonderbare war, daß ich zunächst tatsächlich nichts merkte. Ich redete natürlich ziemlich schnell und ziemlich viel, und an Schlafen war in den nächsten zwanzig Stunden auch nicht zu denken, aber so ging es mir ja regelmäßig. Die Nacht über hielt ich mich jedenfalls ganz gut. Als ich so gegen drei Uhr morgens nach Hause fuhr, fiel ich mit dem Fahrrad in eine Hecke, konnte mich aber selbst wieder aufrichten. Im Badezimmer fiel ich zum zweitenmal hin. Dabei riß ich die Zahnpasta und den Nagellack und die Lippenstifte und Cremedosen meiner Schwester von der Ablage und verstreute den Inhalt einer Tamponschachtel auf dem Fußboden. Meine Schwester wachte auf und kam im Nachthemd angeschlurft. Sie starrte mich an. Pupillen wie Revolverläufe. Ich lag immer noch auf den Fliesen. Sie sagte: »Ich hasse dich. Es ist unglaublich, was die Eltern mir zumuten. Das räumst du auf. Das räumst du alles auf. Such dir eine Absteige, wo so etwas wie du wohnen kann, und hau endlich ab!« Sie weinte. Ich war ein bißchen bestürzt, versuchte, mich mit einer Hand am Türgriff hochzuziehen, gab es wieder auf, blieb auf den Knien, schabte die Dosen und Tampons zusammen und schaufelte sie ins Waschbecken.

»Sieh zu«, sagte ich, »daß dein Arschlochfreund nicht immer mein Handtuch nimmt. Ich weiß, daß du es ihm gibst. Aber damit ekelst du mich doch nicht raus.« Meine Schwester ging in ihr Zimmer zurück. Ich legte mich wieder auf den Boden, spürte die kühlen Fliesen an meiner Wange. Es war angenehm, so zu liegen, auch wenn ich wußte, daß ich noch mindestens fünfzehn Stunden warten mußte, bis ich wieder schlafen konnte.

Meine Schwester mochte mich nicht, aber sie besorgte mir einen Job im Springer-Verlag, wo sie selbst stundenweise arbeitete. Ich hatte zwei- oder dreimal im Monat vor einem

Telefon zu sitzen und Anrufe von *Bild*-Lesern entgegenzunehmen, die glaubten, Gewinner zu sein. Die *Bild*-Zeitung hatte so etwas wie Bingokarten ausgegeben, Millionen von Pappkarten mit Feldern darauf und verschiedenen Zahlen in den Feldern. Und jeden Tag waren unter der *Bild*-Schlagzeile neue »Glückszahlen« abgedruckt. Wer eine Zahlenreihe voll hatte, bekam ein paar tausend Mark. Die Leser dachten vermutlich, daß die Zahlen jeden Tag neu gezogen würden und daß ihre Chancen gut stünden, wenn ihnen nur noch ein einziges Feld zu einer kompletten Reihe fehlte. Aber wenn ich die Sache richtig begriffen hatte, dann standen die Glückszahlen von Anfang an fest, und wer Gewinner sein würde, entschied sich bereits in dem Moment, in dem jemand bei seinem Zeitungskiosk die richtige Karte aus Millionen von Nieten herauszog. Wir saßen zu viert in einem Raum. Vier Frauen, vier Schreibtische, vier Telefone. Unsere Aufgabe war, die Anrufe entgegenzunehmen und die Spinner, die Wichtigtuer und die Trottel auszusortieren. »*Bild*-Glückszahlen, guten Tag.« Mein erster Anrufer war ein Mann. Er jappte vor Aufregung. »Merkel mein Name. Ich habe die Zahlen«, sagte er. »Ich habe gewonnen. Wo soll ich hinkommen?« »Schön, Herr Merkel«, sagte ich, »dann lesen Sie mir doch bitte Ihre Zahlenreihe vor.« Er las. Seine Stimme zitterte. »Tut mir leid, Herr Merkel«, sagte ich, »aber die erste Zahl ist keine Eins, sondern eine Sieben.« »Eine Sieben?« »Ja, eine Sieben.« »Wieso eine Sieben – bei mir steht aber eine Eins!« »Ja, Herr Merkel, und das bedeutet leider, daß Sie nicht gewonnen haben, auf Wiedersehen. *Bild*-Glückszahlen – guten Tag.« Es war wieder ein Mann. Er versuchte, sich lässig zu geben. »Hm«, sagte er ohne jedes Zeichen von Emotion, »sieht aus, als wenn ich gewonnen hätte.« Ich ließ ihn die Zahlenreihe vorlesen, sie stimmte. Ich ließ ihn die Registriernummer am unteren Kartenrand vorlesen, sie stimmte nicht. Wir kannten die Registriernummern der Gewinnerkarten. »Tut mir leid«, sagte ich, »aber

Sie müssen andere Glückszahlen auf Ihrer Karte haben. Schauen Sie noch einmal genau hin.« Er hängte ein. Eine Frau rief an. Nachdem ich ihr erklärt hatte, daß ihre Zahlen nicht die richtigen waren, entschuldigte sie sich für ihren Irrtum. Es schien ihr mehr auszumachen, daß sie mich ohne Grund behelligt hatte, als daß sie nun ihren Gewinn vergessen konnte. Unablässig klingelten unsere Telefone, und wieder glaubte jemand, gewonnen zu haben, und so gut wie immer irrte er sich. Hatte eine von uns tatsächlich einmal einen echten Gewinner in der Leitung, mußte sie ihn durchstellen. Wir waren bloß für die Verlierer zuständig.

An diesem Abend blieb meine Schwester bei ihrem Freund. Ich ging in ihr Zimmer und sah fern. In den Nachrichten zeigten sie Innenaufnahmen des Satelliten Gemini 18, der immer noch um die Erde kreiste. Einer der beiden Astronauten hatte sich von seinem Sitz gelöst und schwebte hinter seinem Notizblock und seinem Bleistift her, grinste in die Kamera. Der andere hatte sich festgeschnallt und funkte Daten zur Erde. »Befinden: gut. Parameter der Kabine: Druck: 1, Feuchtigkeit: 65 Prozent, Temperatur: 20 Grad, Druck im Geräteraum: 1, in den Orientierungssystemen normal.« Dann sagte er noch etwas über die Aussicht und wie großartig er sich fühlen würde und gleichzeitig ganz klein usw. usf. Und der herumschwebende Astronaut rief auch etwas ins Mikrofon. Es sollte wohl witzig und persönlich und spontan klingen, aber man konnte sofort erkennen, daß sie ihre Bemerkungen auswendig gelernt hatten. Ich nahm ein paar Tabletten, verstruwelte meine Haare, benutzte einen Lippenstift meiner Schwester und fuhr mit dem Rad zur Sitrone.

Ich kam zu früh an. Bloß die Kinder waren da, die Unter-18jährigen, die ihren Ausweis an der Kasse abgeben mußten. »Es ist zweiundzwanzig Uhr. Alle Gäste unter 18 Jahren werden jetzt gebeten, die Sitrone zu verlassen.« Danach war es so gut wie leer. Vereinzelt sickerten neue, ältere Leute,

Über-Zwanzigjährige herein. Der Gläserschlepper machte seine Runde. Der Gläserschlepper war ein Junge mit strohigen hellblonden Haaren, die aussahen, als würde er sie fünfmal am Tag waschen. Er trug immer ärmellose T-Shirts, weil er sehr muskulöse Arme hatte, und er fuhr einen 200er Mercedes, von dem er die Radkappen abmontiert hatte, damit gleich klar war, daß der Wagen ihm gehörte und nicht etwa seinem Vater. Der Gläserschlepper konnte mich aus irgendeinem Grund nicht ausstehen. Ich mochte ihn. Ich mochte oft die Leute, die mich nicht ausstehen konnten. Ich konnte mich auch nicht leiden, da hatten wir etwas gemeinsam. Der Gläserschlepper sprach mit seinem Freund. Sie sahen zu mir herüber. Sein Freund war ein Junge mit einem hübschen Gesicht und einem sehr schönen Körper. Seine Haare waren zu lang. Er kam zu mir und fragte, ob ich mit ihm nach nebenan in die Pizzeria gehen und einen Kaffee trinken wollte. Das war die übliche Art, wie man in der Sitrone angesprochen wurde. Die Pizzeria war direkt an die Diskothek gebaut, und sie war leise genug, daß man sich unterhalten konnte. Drei Mädchen bedienten dort. Sie waren sehr schön. Eine von ihnen lispelte ein bißchen, das war die schönste. Wir setzten uns an einen Tisch am Fenster. Er hieß Markus. »Na gut, Markus«, sagte ich, »was hat dir Rollo über mich erzählt?« Er wollte erst nicht raus damit, aber dann sagte er es doch. »Rollo sagt, daß du leicht zu haben bist.« Das gefiel mir. Ich zuckte mit den Schultern.

»Und«, fragte Markus, »stimmt es?«

»Das wollen wir doch hoffen, nicht wahr? Sonst hättest du mich ja ganz umsonst angesprochen.« Er hatte ein Motorrad. Wir fuhren auf seinem Motorrad zu ihm. Markus wohnte in einem Hochhaus. Er war der erste Junge, den ich kennenlernte, der in einem Hochhaus wohnte. Elfter Stock. Seine Wohnung war sehr klein, und es war seine eigene.

Die meisten Jungen, die mich ansprachen, wohnten noch

bei ihren Eltern, und die lebten meist in einem dieser Vorort-
häuser mit Carport und getöpferem Namensschild. Darum
mußte ich diese Jungen auch immer zu mir nach Hause mit-
nehmen, in die Wohnung meiner Schwester. Markus fragte,
ob ich Tabletten dabei hätte. Ich bot ihm eine Ephedrin an.
Er schüttelte den Kopf. Zum Mischen vielleicht, sagte er. Er
zog die Hülle einer Musikkassette aus dem Regal, öffnete sie
und nahm eine Packung Captagon heraus. »Die sind stark«,
sagte er, »nimm lieber erst mal 'ne halbe.« »Vergiß es«, sagte
ich, »gib mir die ganze Packung, und ich merk' nichts. Bei
mir wirkt das Zeug nicht.« Das beeindruckte ihn nicht. Er
zweifelte es noch nicht einmal an. »Hast du schon mal ver-
sucht zu spritzen? Wenn du es nicht schluckst, sondern
spritzt, dann merkst du viel direkter was. Wenn du sonst
nichts merkst, solltest du lieber spritzen. Sonst versau-
st du dir mit den hohen Dosen bloß die Nieren und den Magen.«
Ich fand die Idee sofort gut. Ich mochte technische Lösun-
gen. Markus holte einen Bunsenbrenner mit Gaspatrone
und einen Löffel aus der Küche und krümelte zwei Caps und
zwei Valium auf den Löffel. Dann ging er in die Toilette,
holte einen Zahnputzbecher voller Wasser, tropfte etwas auf
die Tabletten und brutzelte das ganze über dem Bunsenbren-
ner, bis das Pulver sich auflöste und die graue Flüssigkeit
karamelbraune Blasen warf. Er band meinen Oberarm mit
einem Halstuch ab. Ich mußte den Löffel halten, und er
nahm eine Spritze, rührte mit der Kanüle um und zog den
flockigen Schlamm auf. Meine Venen waren nicht beson-
ders ausgeprägt. Markus stach zweimal daneben, bevor die
Spritze Blut zog und er mir den Schmodder in die Blutbahn
drücken konnte. »Nichts«, sagte ich unnachgiebig, »ich
merk' überhaupt nichts.«

»Wart ab«, sagte er, »das kommt noch.« Er drückte den
Rest in seine eigene Vene, legte die Spritze zur Seite, löste die
Halstücher von seinem und meinem Arm und beugte sich zu
mir rüber. »Da ist etwas, das du wissen solltest...«, fing ich

an. Ich wollte ihm die übliche Geschichte auftischen, die, die ich immer allen Jungen erzählte, wenn es soweit war, daß sie mich anfassen wollten. Es war eine gute Geschichte, ziemlich hart, mit einer Menge übler Details. Bisher war ich jedesmal damit durchgekommen. Ich erzählte meine Geschichte, und die Jungen ließen mich dann in Ruhe. Wenn ich Glück hatte, zogen sie sich gleich wieder an und fuhren nach Hause, manchmal lagen sie noch bis zum Morgen neben mir und gingen erst dann. Aber diesmal kam ich irgendwie nicht zum Zug. Ich glaube, ich konnte nicht richtig sprechen. Meine Bewegungen und meine Gedanken waren plötzlich unendlich langsam. Vielleicht lag das an dem Krieg, den die Valium mit den Captagon in meinem Hirn führten. Vielleicht war Markus auch bloß so ungeheuer schnell. Jedenfalls war er auf mir und in mir, bevor ich auch nur den zweiten Satz heraus hatte. Und danach machte es natürlich nicht mehr besonders viel Sinn, zu Ende zu erzählen. Am nächsten Tag konnte ich mich nicht daran erinnern, wie es gewesen war, aber ich konnte mich ja sowieso an kaum etwas erinnern.

Mein Vater rief an und drohte wieder mit der Zukunft. »Wenn du nicht studieren willst, dann geh ins Arbeitsamt. Laß dich da beraten, was es sonst noch für Berufe gibt.« Ich war in seiner Schuld. Ich lebte in seiner Wohnung, ich lebte von seinem Geld. Doch ich tat nichts von dem, was ich seiner Auffassung nach hätte tun sollen. Ich war jung. Ich hätte Wünsche und Ziele haben sollen. Die Leute erwarten das von einem, wenn man jung ist. Doch für mich war die Zukunft bloß ein Feind mehr, der es auf mich abgesehen hatte.

Ich ging ins Arbeitsamt. Dort war ein kleiner runder Raum voller Prospekte, die konnte man sich aus Fächern an der Wand ziehen und mitnehmen. Es gab mehr Berufe als Möglichkeiten, sich umzubringen. Ich griff wahllos einige Prospekte heraus und steckte sie ein.

Dann ging ich zum Bahnhof zurück. Auf dem Bahnsteig stopfte ich die Prospekte in einen Abfalleimer. Während der Rückfahrt in der S-Bahn las ich die Überschriften auf der Zeitung meines Gegenübers. »Sind es die Steuerdüsen?« las ich, und: »Houston ordnet Abschalten einiger Bordsysteme an.« Dann stieg mein Gegenüber um. Der Mann, der daraufhin seinen Platz einnahm, schlug die *Bild*-Zeitung auf. »Verloren im Weltraum – Kommen sie je zurück?« las ich, darunter die Glückszahlen: 7, 14, 18, 29 und 64.

Zu Hause kochte ich mir zwei Ephedrin und zwei Seda-pon in einem Löffel über einer Kerzenflamme und zog die graue Suppe mit der Einmalspritze auf, die Markus mir mitgegeben hatte. Sah wirklich übel aus, das Zeug. Ich fand die Vene nicht. Ich bohrte mit der Nadel in meinem Arm herum, ich zog und zog, aber es kam kein Blut, nur so eine wäßrige rosa Flüssigkeit. Ich verlor die Geduld und drückte einfach ab. Zapp, die ganze Grütze in den Arm. Ich wartete. Ich fühlte nichts. Auf meinem linken Arm bildete sich eine Beule. Ich konnte zusehen, wie sie anschwell, bis sie schließlich so groß wie ein Hühneri war. Sie saß in der Ellenbeuge, und der Arm ließ sich nicht mehr vollständig anwinkeln. Ich dachte, daß ich nie mehr kurzärmelige Sachen würde anziehen können, und ich war etwas besorgt, daß die Beule einmal in einem unpassenden Moment aufplatzen würde. Doch nach ein paar Stunden hatte ich mich daran gewöhnt und beachtete sie einfach nicht weiter.

Etwa eine Woche danach traf ich Markus in der Sitrone. Ich stand neben den Stufen zur Tanzfläche und wartete darauf, daß Dirk Ziegler endlich von dort verschwinden würde. Solange er mit ausgebreiteten Armen vor der Spiegelwand herumsegelte, wollte ich nicht tanzen. Markus fragte, wann wir wieder einmal miteinander ins Bett gehen würden. Ich sagte, daß ich nie öfter als einmal mit demselben Mann schlief. »Aber es war doch schön«, sagte Markus. Er mußte es in mein Ohr brüllen, weil die Musik so laut war. »Kann

mich nicht erinnern«, brüllte ich zurück. Der Gläserschlepper machte seine Runde, nahm die leeren Biergläser von den Treppenstufen. Er nickte Markus zu und sah an mir vorbei. Ich ging mit Markus nach draußen. Nicht weit hinter der Sitrone lag ein Fluß, der an dieser Stelle von einer Schleuse gestaut wurde. Wir setzten uns an die Schleuse und rauchten. Er fing sofort an, von diesem Plan zu erzählen, den er hatte. Er wollte jemanden überfallen. In der Nähe von seinem Hochhaus war eine Bank. Jeden zweiten Abend, so gegen halb sieben, kam ein alter Mann mit einer Ledertasche und warf drei Geldbomben ein. »Es ist ganz einfach«, sagte Markus, »man muß überhaupt keine Gewalt anwenden. Man muß sich bloß von hinten anschleichen und dann kräftig mit der flachen Hand auf die Geldtasche hauen. Dann läßt er automatisch los.«

»Wie kommst du denn da drauf«, sagte ich.

»Das ist so eine Art Reflex, da kann er gar nicht anders. Wir haben das in der Schule immer gemacht, uns gegenseitig auf die Taschen gehauen. Du läßt automatisch los.« Er sagte, daß er nur noch einen zuverlässigen zweiten Mann dafür brauchen würde. Rollo kam für ihn nicht in Frage. »Der ist zu weich.«

»Ich mach's«, sagte ich. Markus wollte nicht, nicht mit mir. Ich sagte: »Du willst doch gar nicht. Du willst doch bloß quatschen. Maulbizeps! Aber wenn du die Chance kriegst, kneifst du. Du wirst es nie tun.«

Wir besorgten eine billige Faschingsperücke mit dunklen Locken für mich, warfen sie aber gleich wieder weg. Sie war zu auffällig. Ich sah damit aus, als wenn ich eine Bank überfallen wollte. Wir verschmierten das Nummernschild seines Motorrads mit Gips, ich setzte mir eine Sonnenbrille auf, und dann warteten wir auf dem Motorrad hinter einer Häusers Ecke in der Nähe der Bank. Das mit der Tasche sollte ich übernehmen. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nichts gestohlen. Ich hatte noch nicht einmal einen Kaugummi in

einem Supermarkt mitgehen lassen. Mein Herz klopfte, wie es mit vierzehn Captagon nicht geklopft hatte. Ich war froh, daß ich nicht auch noch etwas geschluckt hatte. Wir warteten eine Stunde, und alle zehn Minuten probierte Markus, ob sein Motorrad noch einwandfrei ansprang. Wir warteten noch eine halbe Stunde. Der Opa kam nicht. Ich war ungeheuer erleichtert. Ich nahm die Sonnenbrille ab, und wir fuhren in die Innenstadt. Dort liefen wir durch die Straßen, ohne zu wissen, was wir tun sollten. Irgendwann begann ich, Markus anzusprechen. »Du Null«, schrie ich, »erzähl mir nicht, daß du es machen wolltest, du verdammte Null.« Ich hatte ihn in Verdacht, daß er absichtlich an einem falschen Tag mit mir hingefahren war oder daß es den Opa überhaupt nicht gab. Außerdem schämte ich mich, weil ich so erleichtert war. Keiner von uns erwähnte die Möglichkeit, es noch einmal an einem anderen Tag zu versuchen. Als wir an einem McDonald's vorbeikamen, rannte ich hinein, riß eine der Hydropflanzen mit Topf aus der Eingangsdekoration und schleppte sie auf die Straße. Es war einfach. Niemand verfolgte mich. Ich drückte die Pflanze Markus in den Arm, und wenn er versuchte, sie irgendwo abzustellen, schrie ich ihn an, bis er sie wieder aufhob und weiter hinter mir hertrug. Als nächstes lief ich in ein Chinarestaurant und griff mir eine der Lampen, die auf den Tischen standen. Doch als ich damit hinaus wollte, riß mich das Kabel zurück, an dem die Lampe hing. Ich kroch halb unter den Tisch, um den Stecker aus der Dose zu ziehen, mußte aber feststellen, daß es überhaupt keinen Stecker gab und daß das Kabel einfach in der Holzverkleidung verschwand. Als ich wieder hochkam, starrten sämtliche Kellner und Gäste mich an. Ich riß den roten Schirm von der Lampe herunter und rannte hinaus. Einer der chinesischen Kellner kam zögernd hinter mir her, aber als er Markus draußen mit der Hydropflanze warten sah, blieb er an der Türschwelle stehen. Ich zwang Markus, auch den Lampenschirm zu tragen. Ich wollte ir-